

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 29

Artikel: Der Stundenstein

Autor: Marti, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

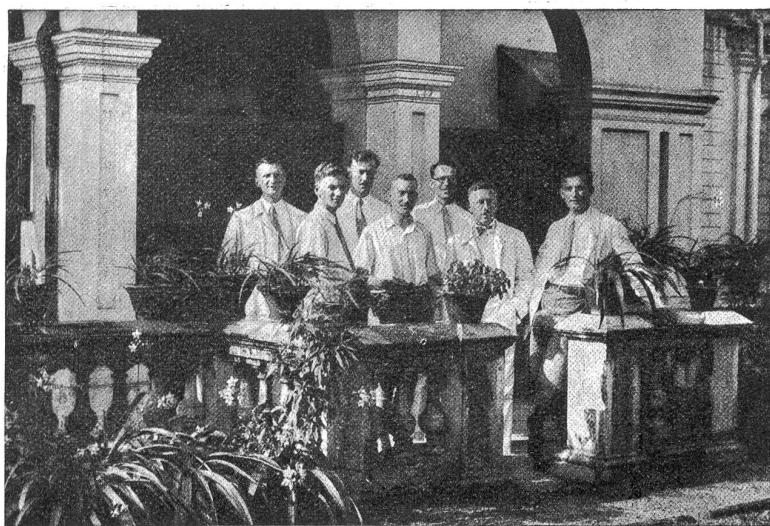
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Teilnehmer in Colombo vor dem Haus des Herrn von Pochhammer. Von links: Leupold, Pircher, Aufschnaiter, Fendt, Wien, Bauer, Schaller. Juli 1931.

Umkehr gegeben und damit neue und noch größere Gefahren. Wir mußten zunächst weitergehen, es ließ sich jetzt nichts mehr aufhalten.

So stand ich höchst beängstigt am Beginn des Querganges und folgte jeder Bewegung der andern mit den Augen, als ob ich sie damit halten und stützen könnte. Schaller stieg langsam an. Jede Stufe reinigte er sorgfältig von dem Firn, der hineingerutscht war, und vergrößerte sie. Dann verschwand er für mich hinter der weit vorragenden diesseitigen Begrenzungsrinne der Rinne. Nach einer kleinen Weile ging Pasang nach und verschwand gleichfalls hinter der Rinne. Der dritte Mann, Tsin Norbu, stand am Fuße des Eiscouloirs am Sicherungsblock und bediente das Seil.*)

Auf einmal glitt lautlos ein schwarzer Körper — Pasang?! — heraus, Schallers große Figur mit dem weit-abstehenden Rucksack folgte unmittelbar ebenso lautlos, flog kopfüber, schneller als Pasang, über diesen hinweg, beide schlugen am Fuß der Eistrinne auf und schnellten in die Luft hinaus.

Schnee glitt mit herab. Den Bruchteil einer Sekunde wartete ich darauf, flehte darum, daß das Seil den Sturz halten möge, bat um ein Wunder, denn ich wußte, daß kein Seil der Wucht der beiden senkrecht abstürzenden Körper gewachsen sein kann. Die beiden stürzten unaufhaltsam, blitzschnell durch die steile Eistrinne weiter — weiter — und verschwanden. Nasser, schmutziger Schnee, Steine glitten, sausten hinab, Mächte der Hölle tobten in der Rinne, dann war es still.

Im nächsten Augenblick sah ich drunten auf dem Lawinenlegel 600 Meter tiefer etwas Schwarzes — einen Mann?? — langsam auslaufen und zur Ruhe kommen. Es war aus. — Bagde schrie auf, laut wehklagend um seinen abgestürzten Freund, wie ein Irrer wollte er mit greifenden Händen ihm nachstürzen in den Abgrund. Auch wir fühlten eine schrecklich unheimliche Versuchung, den anderen nachzufolgen in die Tiefe und handen — schaudernd über unsere eigene Schwäche — den Träger fest. Ein heiseres, schweres Stöhnen machte mir Luft. Pircher rief flügig: „Was ist

*) Wer von den beiden Abgestürzten gerade unterwegs war und wer im Augenblick des Unglücks sicherte, ist nicht festzustellen, da wir sie beide nicht sahen und da aus Tsin Norbu nichts herauszubringen war. Ein Schneerutsch hat offenbar Pasang, der nicht mit dem Pasang identisch ist, der vor zwei Jahren bis in die höchsten Lager mit uns war, aus dem Gleichgewicht gebracht. Hermann Schaller hatte zwar selbst dem Schneerutsch offenbar noch standhalten können, den Sturz des Trägers jedoch konnte er nicht mehr aufhalten und wurde von ihm mitgerissen.

das?“ Er wollte es nicht fassen, obwohl er es gesehen hatte, so gut wie ich.

Die Gedanken jagten sich in meinem Hirn, schmerhaft rasch. Mein lieber Hermann! Seine Eltern — seine arme Mutter — sein Vater! Unsere Eltern! Die zu Hause! Ich fühlte meine Verantwortung und sprach im Geist mit ihnen; sie sollten vor allen andern und klar verständigt werden! Verzweiflung über unsere menschliche Ohnmacht wollte mich packen. Alles hatte ich daran gesetzt, sicher zu gehen. Es war ein schwerer Schlag für mich, daß alle Arbeit, alle Vorsicht das nicht hat verhindern können. Wie weitermachen? Wie würde ich die Träger beruhigen, wie weit würde es meine Begleiter erschüttern? Was mußte zunächst geschehen? So mögen wir beide, Pircher und ich, eine kleine Weile nebeneinander gestanden sein, da rief er mich rauh an, Angst um das Ziel, Trost und Bitte zugleich in der Stimme: „Aber unser großes Ziel, Hauptmann, geben wir doch nicht auf?!“ Das war ein Wort! Ich legte ihm die Hand auf die Schulter. Darauf konnte ich bauen. Mein Plan war nun bald fertig. — Wir mußten alle zurück, um die Abgestürzten zu suchen und wahrscheinlich zu bestatten. Ihnen wollten wir zunächst alle Ehre und Liebe erweisen. Dann würden wir wiederkommen.

Der Stundenstein.

Erzählung von Ernst Marti, Grossaffoltern.

Dienstag war's. Von dem Wochenmarkt in der Stadt kehrten die Leute zurück. Bauern und Bäuerinnen saßen breit und behaglich in den hochlehnigen Säulen ihrer Bernerwägelein. Heimwärts ging es, darum griffen die Röcklein munter aus. Mit ihnen um die Wette rannten kläffende Hunde, die billigen Zugtiere der Milchhändler und Hühnerträger.

Eingehüllt von Staubwolken schritten Marktfrauen rüstig einher. Sie verhandelten die Launen des Wetters und der Stadtkundshaft, die Strenge der Polizei. Es war August; mit den ersten Pflaumen wurde gehandelt. Da betrachteten es die Hüter des Gesetzes als ihre Pflicht, sorgsam darüber zu wachen, daß niemand aus der läblichen Bürgerschaft von unreisem Obst Leibschmerzen kriege.

Lange und scharf stieg die Straße an; doch stockte das Gespräch nicht; denn die Mehrzahl der Weiber schien guten Atem zu besitzen. Mit einer der letzten Gruppen vermochte eine junge Frau nur mühsam Schritt zu halten. So zungenfertig die andern waren, sie schlepte sich mühselig, auch nachdem die Höhe erreicht war, und der Weg ordentlich eben durch ein enges, waldiges Tal dahinlief. Die derben Begleiterinnen, die sich sonst nicht in unnötigen Bezeugungen der Höflichkeit zu ergehen pflegten, benahmen sich so rücksichtsvoll als möglich. Sie hemmten den eiligen Gang und warteten geduldig; sie nahmen der Ermüdeten die leeren Körbe ab, sie trösteten und ermunterten: „Schau, Züsi, jetzt sind wir bald am Walde, dann kommen wir in den Schatten und überhaupt, gegen den Abend wird es ja immer kühler.“

So plauderten sie mancherlei zur Erheiterung und Zerstreuung; nur fragte keine, was der Züsi fehle; denn jede wußte ganz genauen Bescheid.

Gleich einer versteinerten Schildwache stand an der Straße ein sauber behauener Block mit der Aufschrift: „Zwei Stunden von Bern“. Hier wurde übungsgemäß ein Halt gemacht. Die Gruppe löste sich auf. Verabredungen für den nächsten Markttag wurden getroffen, Abschiedsgrüße gewechselt. An Züseli wandten sich mehrere der Frau: „Wenn du falls das nächste Mal nicht selber kommen kannst, so

mach' uns nur Bericht. Wir nehmen dir deine Sachen mit, Birnen, Eier oder was es ist, wir tun das Mögliche, daß du nicht zu Schaden kommst. Es wird sich keine von uns dafür halten, dich zu betrügen... in einem solchen Falle!"

Das Heim der jungen Frau lag im Kreis jener zwei Stunden von der Hauptstadt; aber ein wüstes Geisenweglein mußte noch erklettert werden: denn hoch oben an schroff abstürzendem Bord hing das altersbraune Häuschen. Wer bei dem Brünnchen neben der Tür den Wassereimer entnahm ließ, der konnte ihm nachschauen, wie er in wilden Sprüngen bis ins Tal kollerte. Doch war das Hütchen günstig gelegen, um Hühner zu halten; diese fanden im nahen Wäldchen Schutz und allerlei Nahrung. Ferner ließen sich von dieser Bergwarte aus prächtige Streifzüge in beeindruckende Forstlichkeiten unternehmen. Und alle diese Gelegenheiten erwiesen sich als doppelt vorteilhaft, weil man von hier nicht mehr als zwei Stunden brauchte, um nach dem ebenso reichen als allzeit hungrigen Bern zu gelangen.

Wie die Menschen aus der Umgebung und selbst aus weiter Ferne diesem einen Ziel zustrebten, davon war der Stundenstein acht Tage später wieder Zeuge. Da rasselten in der Morgenfrühe Fuhrwerke mit Gestellen, aus denen verblüffte Kälblein glotzten, da trieben Knechte Rinder und Schafe, die gestern einem Stadtmeier verkauft worden waren, da eilten Marktfrauen leuchtend mit hochbeladenen Körben, machten aus, wie teuer der Fünfliter Birnen gegeben werden solle und wie viele Eier man für sechs Buben erlauben dürfe. Alle diese Verabredungen wurden gegenseitig feierlich beschworen.

Was die Gezeiten für die Meeresküste, das bedeutet der Dienstag für die Stadt Bern. Nur daß hier die Flut am Morgen eintritt, um Gassen und Plätze zu füllen. Im Nachmittag macht sich die Ebbe geltend; es wird allmählich stiller in den Lauben, bis gegen den Abend hin die letzten Tropfen gurgelnd von dannen rinnen. Fröhlich und unternungslustig zieht am Vormittag die Flut einher. Über dem werktäglichen Treiben ruht ein Schimmer von festlicher Stimmung. Darum haben auch die Marktbesucher besseres Gewand angetan.

Jeden Dienstag erhob sich im Chor der Gemüsefrauen die gleiche Klage: „Wir sind spät diesmal; die von der andern Seite, von Köniz und Bümpliz her, werden schon bald ausverkauft haben, wenn wir anlangen.“

Auch heute ertönte dieser Jammer; darum wurden die Schritte beschleunigt. Bald überholten die Weiber ein Trüpplein von Männern, die ganz werktägliche Kleidung trugen; es waren Arbeiter, die sich nach den nahen Steinbrüchen begaben, um Quadern und Ofenplatten loszusprengen.

Die Leute kannten sie alle und im Vorbeigehen flogen die Nedereien hin und her. Ein junger, leid aussehender Bursche wurde besonders aufs Korn genommen und gefragt: „He, Klöckli, hat sich deine heute verschlafen? Was ist mit Büsli, warum kommt es nicht?“

Die Antwort brachte den erwarteten Aufschluß: „Es hat am Sonntag Jugend gegeben bei uns.“

„Denk ein Meitschi, oder am Ende gar zwei!“

Aber stolz konnte der Vater den Spott abweisen und verkündigen: „Nein, wenn Thrs durchaus wissen müßt, ein Bub' ist's!“

Nachher war für die Weiber der Anlaß gegeben, die Verhältnisse der Familie Klöckli zu besprechen und insbesondere dem Betragen des Ehemanns bestimmte Zeugnisnoten zu erteilen.

Er ist noch nicht einer der Schlimmsten, erklärte Hohlen-Trini, eine Nachbarin, die's wissen mußte. Nur schade, daß er im Steinbruch arbeitet; das gibt viel Anlaß zum Trinken.“

Das kläng nach einem Verdacht; von anderer Seite wurde Klöckli verteidigt: „Dem Fritz ist in diesem Punkt nichts nachzureden, und wenn er einmal zu viel hat, so tut

er wenigstens nicht wüst. Aber genug tun müssen die Beiden; sie haben ihr steiniges Heimetli viel zu teuer gekauft. Ich wüßte nicht, wie sie den Zins aufbringen wollten, wenn Büsli nicht so eifrig aufs Verdienen aus wäre.“

Die junge Mutter bewies den ihr nachgerühmten Eifer auf glänzende Weise dadurch, daß sie bloß drei Dienstage ausleckte. Sobald der kleine Fritzli getauft und damit ausgangsfähig war, packte sie ihn unter ein turmhohes Deckbettlein in den Kinderwagen,bettete auf die weichen Rissen den Eierkorb und zog vergnügt ihre Straße. Da sie recht beliebt war, wurde sie von den Berufsgenossinnen freudig begrüßt, doch mußte sie sattsam zu hören bekommen, daß sie noch schrecklich bleich aussiehe und daß ihr der Bub die dicken roten Wangen gestohlen habe.

Sammelpunkt der Marktfrauen, die mit den Buben ängstlich hausen mußten, war eine niedere, düstere Kaffeeštube irgendwo auf der Schattseite einer hinteren Gasse. Da führte eine verständige, gutmütige Wirtin das Szepter; sie erlaubte ihr Schloßzimmer für die nötige Pflege des Sprößlings, der sich bei dieser Lebensweise fröhle schon gehörig abhärtete. Bisweilen wurde ihm der Heimweg zu lang; dann schrie er so beharrlich, daß die Mutter bei dem Stundenstein Halt machte, um Frizlis Hunger zu stillen. Ein herrliches Martinskömmerchen begünstigte diese Reisen, solange sie besonders schwierig waren.

Sie beeilte sich jetzt immer, mit ihrem Handel fertig zu sein und nach Hause zu kommen. Darum gab es sich öfters, daß sie ohne Begleitung aufbrach und ohne Hilfe das Wägelchen den langen Rain hinaus schieben mußte. Die Straße führte am Eingang der Steinbrüche vorbei. Es freute Büsli, wenn Fritz gerade in der Nähe beschäftigt war. Er durfte wohl einige Augenblicke müßig stehen und plaudern. Stolz betrachtete er seinen Sohn, während ihm das Frauelli von den Kämpfen mit den marktenden Hausfrauen und von dem glücklich erstrittenen Erlös berichtete. Gerade diese Begegnungen aber, die gewöhnlich in die Besperzeit fielen, mußten bewirken, daß über Büsli Frohmut hie und da ein Schatten huschte.

Punkt vier Uhr pflegten sich die Arbeiter an einem Tisch zu setzen, den sie aus einem Block und dem Bruchstück einer Platte zusammengesetzt hatten. Aus ihren Taschen zogen sie Brot und ein Lehrbube schleppte Bier herbei. Frau Klöckli verwunderte sich über die Größe und Zahl der Flaschen. Den ganzen Markttag hindurch wendete sie höchstens drei Buben auf, hier kostete bloß die Zwischenmahlzeit um vier Uhr mehr.

Anfangs suchte Büsli im Stillen nach Entschuldigungen: „Der Herbst ist ungewöhnlich warm, die Arbeit schwer, von den Wänden des Steinbruchs strahlt die Sonne heiß, mit dem Winter wird's besser werden.“

Sobald die Tage kalt und neblig wurden, verschwanden allerdings die Riesenflaschen, aber nur um einem kleineren Fläschlein Platz zu machen. Jetzt galt es, gegen die Kälte zu kämpfen; der Steinbruch war gegen Norden offen und grimmig pfiff die Bise hinein. Die wadere junge Frau sah mit Schrecken, wie im Kreise der Kameraden das Gläslein herumgeboten wurde. Bald zeigten sich die Folgen der schlimmen Gewohnheit. Was Fritz für die Haushaltung beisteuerte, das wurde immer geringer und der Zahltag brachte gewöhnlich bittere Enttäuschung und Tränen.

Als Büsli einmal wieder in Begleitung anderer Frauen den Weg machte, klagte es während der Abschiedsraft bei dem Stundenstein sein Leid. Es fand teilnehmende Ohren und allerlei Ratschläge, teils Stimmen kleimütiger Ergebung, teils auch Mahnungen zu tapferer Gegenwehr.

Die alte Hühnerhändlerin aus dem Böhlstrachen schien durch üble Erfahrungen misstrauisch und verzagt geworden zu sein: „Wenn das Mannenvolk einmal auf den Schnaps expicht ist, so läßt es so wenig davon als die Räten vom Mausen, da ist nichts zu machen, in Gottes Namen nichts.“

Einer kühnern Betrachtung der Dinge huldigte das Hohlen-Trini: „Man muß nur nicht nachgeben und nicht alles annehmen. Meiner hat eine Zeitlang auch solche Flausen gehabt, aber wohl, den habe ich anders dressiert.“

„Mit Wüstun verdirbt man bei manchem alles“, entgegnete das verständige Hub-Mädi, „du, Trini, hast deinen Trappi schon auf diese Weise schulen können, aber Klözli Fritz ist aus anderm Holz geschnitten ... Nein, Züsi, am besten wäre es, wenn du ihn aus dem Steinbruch wegbringen könntest.“

„Daheim hat er nicht genug zu tun.“

„So soll er einen Bauernplatz suchen, da hat er kleinen Lohn, aber dafür auch weniger Gelegenheit, Geld zu vertun.“

Dieser Plan leuchtete Züsli ein und bald fand sich der richtige Anlaß, um warmes Eisen zu schmieden. Nach einem kalten Regentag kam Fritz verdrießlich und bis auf die Haut durchnäßt heim. Die späte Stunde ließ ahnen, daß er sich unterwegs unnötig versäumt habe; er war etwas angetrunken und mehr weinerlich als unwirsch.

Nach dem Essen rückte er mit seinem Schmerz heraus: „Ja, ja, unsreiner kann's den ganzen Tag bös haben wie ein Hund, an allem Wetter sein und sich dann von solchen, die den ganzen Winter auf dem Ofen liegen, zum Lohn und Dank wüst sagen lassen.“

„Wer hat dich gescholten?“ forschte Züsli.

„O, da einer aus Brächiwil ... ich habe mir in der Fluhpinte etwas ins Fläschchen geben lassen, weil ich Magenweh hatte; da meinte der Großhans, das gehe ihn etwas an, und sagte, ich hätte das Geld auch besser anzuwenden als für Schnaps ... Der hat gut reden, der bleibt hübsch am Schermen, wenn's ein paar Tropfen regnet; als Vorwort kann er haben, es sei zu naß und gebe nicht gute Arbeit.“

Nun fiel die Frau lebhaft ein: „Etwas hast du recht; mit dem Arbeiten da in den Steinbrüchen ist es oft eine wüste Sache. Geh doch zu einem Bauern, du bist ja als Güterbub auf einem großen Hof aufgewachsen. Du kannst melden; du brauchst dann nicht ins Wetter hinaus.“

Sie verstand es so trefflich, den Mann zu überreden, daß er einwilligte. Nach wenigen Tagen konnte er im Hechelader einstehen. Im Anfang wollte ihm das Melden nicht recht vonstatten gehen. Zu lange hielten die Finger den harten Schaft des Pickels geführt und waren dadurch ungelenkt geworden. Doch stellte sich die Übung bald wieder ein. Er gewöhnte sich an die neue Arbeit, er rühmte, und Züsi war froh im Glauben, einen Sieg errungen zu haben.

Aber nicht gar lange sollte die Herrlichkeit dauern. Der Dienst brachte es mit sich, daß Fritz lange nicht jeden Abend daheim zubringen konnte. Im Sommer ging alles gut; da gab es Beschäftigung, keine müßigen Stunden, bevor sich die Hausbewohner zur Ruhe legten. Gefährlich wurden jedoch die langen Winterabende. Fritzens Schlafstube befand sich nicht im Bauernhause sondern im Erdgeschoß eines kleinen baufälligen Stöckleins. Hier sammelten sich Knechte aus der Nachbarschaft, auch Kameraden vom Steinbruch her. Aus dem Schrank unter einem Haufen alter Kleidungsstücke hervor wurde die Schnapsflasche gezogen. Die Schublade im wackeligen, wurmstichigen Tisch barg ein schmieriges Kartenspiel.

Den Meisterleuten blieb das Treiben anfänglich verborgen; doch wurden sie aufmerksam, als sich bei einem solchen Gelage einmal heftiger Wortwechsel erhob. Am andern Morgen erhielt Fritz, während er die Rühe pustete, Besuch im Stalle. Der Bauer trat ein, grüßte freundlich, rühmte die Sauberkeit des Vieh's, redete gelassen von allerlei Dingen und meinte zuletzt ganz ruhig: „Es wäre mir anständiger, wenn du am Abend in unsere Stube kämtest; ich begehre nicht, daß es heißt, es werde im Hecheladerstöckli gewirtet.“

„Was ich in meiner Freizeit mache, geht Euch nichts an“, brauste Fritz auf.

Der Bauer ließ sich nicht aus der Fassung bringen: „Nein, es geht mich nichts an, sobald hier ein anderer melden wird.“

Nun fing Klözli an zu poltern: „Ich gehe, je eher, je lieber, ich sage auf. Wollt Ihr's glauben, oder muß ich's durch den Weibel ankündigen lassen?“

„Nein, nein“, brummte der Hofbesitzer spöttisch, „ich glaube es schon, jenes Oberländer Knechtli hat gemeint: „Ich will gehen, der Münster het's g'süit!“

Mit der Tasche auf dem Rücken pilgerte Fritz fortan wieder in den Steinbruch. Züsli duldet den Wechsel still, hatte es doch einsehen gelernt, daß eine bloße Veränderung der äußeren Verhältnisse allein Herz und Sinn nicht umzustalten vermögen. Wenn es mit seinem Wägelchen den langen Rain hinaufkroch, so betrachtete es mit ganz feindseligen Blicken die senkrechten Wände der Sandsteinfelsen. Solange schon hatten Menschenhände hier Stütze losgesprengt, Höhlen gebildet, Ranten geformt, daß der ganze Hügel einer kühn gebauten Festung glich. Ja, eine Zwingburg war es, die den einst so wackeren, arbeitslustigen Fritz in Fesseln der Gewohnheit schmachten ließ.

Und doch — in jenen hohen Mauern arbeitete auch mancher, der treu seine Pflicht tat und ein solides Leben führte. Aber Fritz hielt sich nicht zu diesen, sondern zu den Leichten und Unbeständigen.

Züsli dachte jetzt nicht mehr daran, ihm andere Arbeit anzuweisen; es machte keine Vorschläge und keine Vorwürfe mehr; es übte sich mehr und mehr im stummen Entspannen.

Konnte es dem Verdienst nachgehen, so wurde dem Mangel immer wieder gewehrt. Aber die gewohnten Gänge mußte es in den nächsten Jahren noch etliche Male unterbrechen. Die Familie mehrtete sich. Vier wilde Buben kletterten behende wie Gamsen an dem fast senkrechten Bord vor dem Häuschen herum. Sie wurden von der Mutter gehörig zur Arbeit angehalten. Mit großer Findigkeit spürten sie die von den Hühnern verschleppten Eier auf, auch wußten sie weit und breit alle guten Beerenplätze. So ungeredig und widerhaarig die Bürschlein auch oft waren, sie konnten doch frühe schon als gute Hilfskräfte angesehen werden.

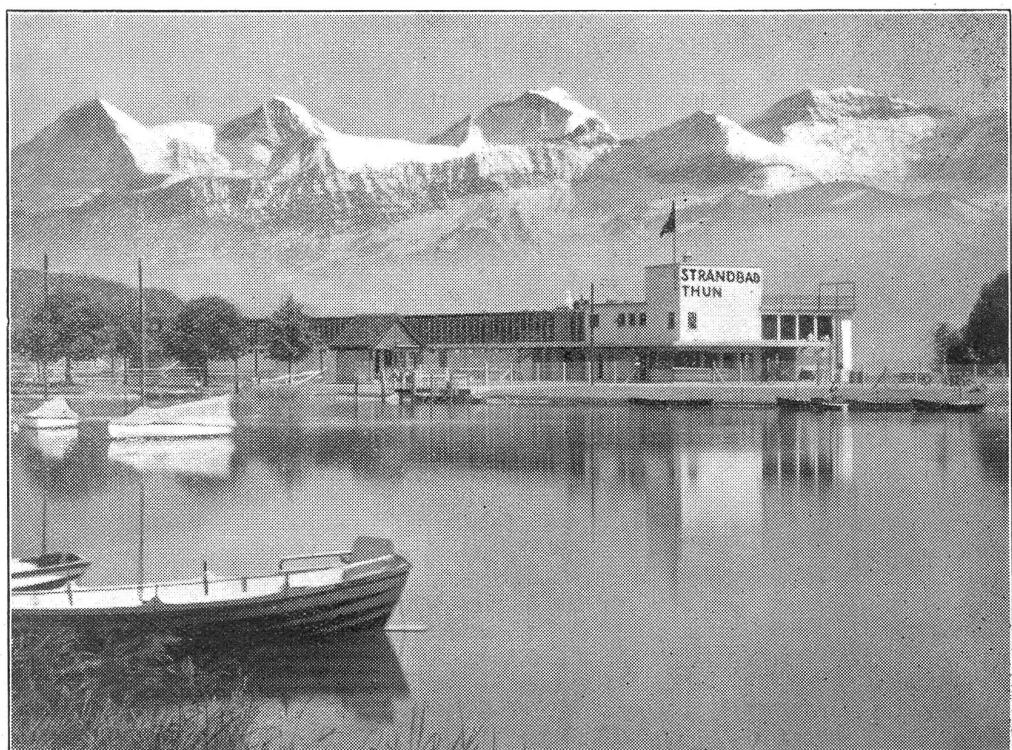
So pilgerte die Mutter mit immer größeren Traglasten nach Bern; die Stadt machte sich aus der engen Umarmung des Flusses los. Brüden mit stolzen Bogen führten auf weite Felder hinaus. Fast so schnell wie ehedem die Roggenhalme, schienen jetzt mächtige Häuserblöcke aus dem Boden zu wachsen. Wo bisher Frucht gepflanzt worden war, taten sich jetzt Keller und Rüchen auf, die mit Vorräten versorgt werden mußten. Leichter machte sich der Absatz, besser wurden die Preise. Wer auf dem Markt feil hielt, fühlte sich als Persönlichkeit, die dem öffentlichen Wohle Dienste leistete. Auch Züsli empfand die Gunst der Umstände als wohltätige Hilfe.

Natürlich blieben auch Mizgeschide nicht aus. Auf Klözlis Heimwesen war für eine rechte Hoffstatt kein Raum. Das einzige Mättelein war so steil, daß selbst die Bäume hätten abrutschen müssen. Im einzigen Fledlein ebenen Erreichs, auf dem Grätlein hinter dem Hause stand ein Kirschbaumchen. War's auch mit seiner Krone etwas kümmerlich bestellt, so konnte es doch in guten Jahrgängen ein Dutzend Kratten füllen. Einmal blühte es Ende April wunderschön. Manchen Abend versäumte Frau Klözli nie, vor dem Eintrachten noch schnell des weißschimmernde Kleind zu bewundern. Sie hatte dabei Gedanken, die von zünftigen Natur-schwärmern als arg hausbacken mit Verachtung gestraft worden wären. Sie schmiedete nämlich nicht begeisterte Verse, wohl aber eine solide Rechnung. Vielleicht trug der einzige Baum Früchte genug, um die Anschaffung von billigen neuen Sommerkittelchen für die Buben zu ermöglichen. Der Vater

Strandbad Thun.

Der Sommer 1933 hat Thun ein neues, großes Strandbad gebracht, das nach der Wasser-, Sand- und Grünfläche gemessen nach Lugano das größte der Schweiz ist, und landschaftlich eine überaus reizvolle Lage hat, die ihresgleichen sucht. Das Strandbad befindet sich außerhalb der Stadt an der Lachen, in unmittelbarer Nähe der Staatsstraße Thun-Spiez, und zunächst der Haltestelle der B.L.S. in Durrenast. Direkt neben dem Eingangsgebäude befindet sich im sog. Kanalbassin die Motorbootslände der Dampfschiffahrt Thunersee, und anschließend an die Zufahrtsstraße zum Strandbad sind Parkplätze für Automobile und Einstellgelegenheiten für Fahrräder erstellt worden. Für den Lokalverkehr zwischen der Stadt und dem Strandbad dient ein Auto- und Motorbootverkehr nebst dem Bahnanschluß. Für die Stadtberner ist eine große Verbilligung der Sonntagsfaßkarten nach dem Strandbad einzutreten.

Als wichtige Teile des Strandbades sind die Anlagen für das Sportschwimmen zu erwähnen. Neben der Schwimmhalle befindet sich das Sprungbeden mit einem Sprungturm. Für die Nichtschwimmer steht der ganze, 240 m lange, natürliche Strand zur Verfügung. Die Wassertiefe am Strand variiert, je nach dem Wasserstand des Sees, bis 90 cm. Eine wundervolle Lage hat das Strandbadrestaurant am östlichen Ende der Baulage und bietet mit dem großartigen Panorama auf die See- und Bergwelt einen interessanten Aus-



blick auf das Strand- und Badeleben. Mit dem Strandbad als einzigartige Wohlfahrtseinrichtung wird sich Thun neue Freunde. Es hat sich damit bei der Betonung seiner Bedeutung als Fremdenort absolut großzügig gezeigt.

sorgte für Kleider am allerletzten und unliebsten. Dass Brot sein müsse, das begriff er schließlich noch, aber sobald Schuhe oder Stoff für Hosen nötig wurden, fand er immer, das sei unnötig und die alten Sachen könnten es noch ein Jahr lang tun. Darum mußte die Hoffnung auf die Kirschenernte gegründet werden.

Am Morgen hatte Züsli nicht Zeit, auch nur ein paar Schritte zu spazieren, aber einen Blick nach dem Hügelgrätschen hinauf mußte es doch werfen, um sich zu vergewissern, daß die weiße Haube noch unversehrt auf dem Bäumchen sitze. Von Tag zu Tag wurde der Schmuck reicher, bis sich auch die letzten Knospen entfaltet hatten. Auf den Zweigen saßen die Vöglein als Wächter, die fröhlich des Frühlings Pracht fand taten und priesen. (Schluß folgt.)

Wieviel Nikotin schluckt der Raucher?

Wohl hat sich die Wissenschaft bereits des öfters mit der Aufgabe befaßt, den in den Tabakrauch übergehenden Anteil des Nikotins und damit die vom Raucher selbst konsumierte Nikotinmenge festzustellen. Doch waren die Ergebnisse vielfach widersprechend und lüdenhaft. Forschungen der neuern Zeit haben nun nach Mitteilungen in der Zeitschrift für angewandte Chemie eine Reihe wertvoller Aufschlüsse zu dieser Frage geliefert. Dabei ist sowohl der von der brennenden Zigarette unmittelbar in die Luft aufsteigende Rauch als auch der durch die Zigarette eingeogenen Innenrauch mit Hilfe einer für den besonderen Zweck geschaffenen Prüfeinrichtung von mehreren Tabaksorten untersucht worden. Es zeigte sich, daß von dem Tabak enthaltenen Nikotin durchschnittlich 93,5 Prozent in den Rauch übergehen. Somit verbrennt oder zersetzt sich nur ein sehr geringer Teil des Nikotins. Versuche brachten den interessanten Nachweis, daß der Nikotingehalt des Außen- und Innenrauches wesentlich durch das Tempo des Rauchens

der Zigarette beeinflußt wird. Ließ man z. B. eine Zigarette nur 5 Minuten verglimmen, rauchte man sie also schnell auf, dann gelangten 85 bis 87 Prozent des im Gesamtrauch vorhandenen Nikotins in den Innenrauch. Rauchte man langsamer, steigerte man die Glimmdauer auf 7 Minuten, so gelangten nur 70 Prozent in den Innen- und 30 Prozent in den Außenrauch. Bei 9 Minuten Glimmdauer waren die Nikotinmengen des Innen- und Außenrauches fast gleich.

Rundschau.

Amerikas Zuversicht und Zweifel.

Die Vereinigten Staaten haben einen Kommissar für den nationalen Wiederaufbau. Es ist der General Johnson, der in den letzten Wochen verschiedentlich über seine Aufgabe und die Situation des Landes gesprochen. Einmal wurde in Europa eifrig die Nachricht verbreitet, Johnson habe vor den Folgen der Inflation gewarnt; er habe auf die Steigerung der Preise hingewiesen, die in keinem Verhältnis zur Steigerung der Löhne stehe; er habe auch prophezeit, daß die Union einer neuen, weit schlimmeren Katastrophe entgegensehe, wenn sie nicht bei den Flut der neuen Überproduktion entgegentrete.

Das Wichtigste, was Johnson gesagt, und was auch alle andern Länder hören müssen, ist sein Hinweis auf die Notwendigkeit einer Neuordnung der Industrie. Auch ohne den großen Zusammenbruch, so sagt er, hätte sie kommen müssen.

Er stellt fest, daß die Union dem Präsidenten Vollmachten gegeben, diese Organisation in die Wege zu leiten, Vollmachten, welche weiter gingen als selbst während des Weltkrieges. Diese Vollmachten sollen nicht angewendet werden, wenn die Industrie — und ge-